

Benjamin Vogt

WAYAN II

Das Orakel



100 FANS

INHALT

Wirren des Krieges	7
Lokontora	19
Getrennte Wege	33
Linber	41
Politische Umwälzungen	57
Lady Innin	67
Das Auge erwacht	77
Die Mönche des Gunung Batur	85
Das Orakel	95
Kulgarische Gastfreundschaft	115
Brut	145
Schlupf	151
Das Gut Rothsenburg	175
Die Ehre der Lupoden	187
Verrat	207
Die große Wanderung	225
Lektionen	241
Die letzte Schlacht	253
Zerschmetterte Träume	265
Allmacht	273
Glossar	284
Danksagung	286

WIRREN DES KRIEGES

Sacht plätscherten die sich kräuselnden Wellen der Rhonech am Bug unserer behaglichen Fähre. Wir kreuzten bereits tagelang mit dem mürrischen und einsilbigen Kapitän Hernandos stromaufwärts. Er war unsere einzige Gesellschaft! Martin und Remiko lagen im Dauerclinch, denn der hübschen jungen Frau war es ein Gräuel, wie der gealterte Feldherr jeden, den er dachte gebrauchen zu können, sang- und klanglos durch fragwürdige magische Methoden unterwarf. Auf unserer ausgedehnten Reise hatten wir weder für Kost noch für Logis ein einziges Mal etwas bezahlt. Damit war Martins Geldbeutel noch so prall gefüllt wie zum Zeitpunkt unserer Flucht aus Grubschgau. Allzu lebhaft waren meine Erinnerungen daran. Immer wieder beobachtete ich in meinen Träumen, wie der Alte unsere Heimat in Schutt und Asche legte. Sein magisches Feuer kannte einfach kein Erbarmen. Zumindest blieb Remiko dieses Schicksal erspart, denn durch eine Hinterlist ihres Erzeugers war jedwede Erinnerung daran verblasst.

Als sich die übrigen Kapitäne im heruntergekommenen Binnenhafenen Grebrüns weigerten, uns mitsamt Briario, meinem beinahe ausgewachsenen Braunbären, zu befördern, unterwarf mein Meister kurzerhand den armen Hernandos mit einem mächtigen Bann, was die redliche Remiko Ishtri störte.

»Gib ihm wenigstens sein Gold, das er sich verdient hat! Außerdem löst du den Unterwerfungszauber von ihm, sobald wir am Ziel sind! Wo auch immer das sein mag.«

Er hatte uns bisher nicht mitgeteilt, wohin die Reise ging. Das sei eine Überraschung, deswegen sollten wir ihn doch bitte nicht weiter mit lästigen Fragen löchern. Kommentarlos ignorierte er das meiner Meinung nach berechnete Nörgeln Remikos. Es war eine Kunst, flussaufwärts gegen Stromschnellen zu segeln, durch die berühmten

Untiefen der Rhonech zu navigieren, nur um dann ohne einen müden Heller dazustehen. Auch ich fand das gegenüber unserem Kapitän ungerecht. Auf meine vorsichtigen Andeutungen hin, dass das nicht fair sei, bekam ich ein »Halt den Rand! Wenn du lernen willst, dann machst du, was man dir sagt« serviert. »Wir sind ja bald da!«

In der ewigen Eintönigkeit der Flussauen boten einzig die verlassenen Fischerdörfer ein wenig Abwechslung. Warum wohl keiner mehr darin wohnte? Zerbrochene Ruderboote lagen zerschellt am Kai, vom Wind zerrissene Netze wehten, von den ehemaligen Bewohnern säuberlich aufgehängt, an langen Gestellen im Wind. Keine Menschenseele war zu entdecken. Grübelnd gesellte ich mich zu Remiko, zu der ich eine immer innigere Bindung entwickelte, in der Sorge um meinen Meister und ihren leiblichen Vater vereint.

»Wohin es wohl geht?«, murmelte ich mehr zu mir selbst, als dass ich zu Remiko sprach.

»Wenn ich raten müsste, nach Lokontora oder Linber«, antwortete sie wie aus der Armbrust geschossen. Im hintersten Winkel meines Langzeitgedächtnisses regte sich etwas. Den Namen Lokontora hatte ich schon einmal gehört, doch wollte mir einfach nichts Sinnvolles dazu einfallen. Da erspähten meine jungen Augen zwei über Kreuz gespannte Ketten in der Ferne des nebligen Flusses. Lautstark schellte es.

»Zollkontrolle! Legen Sie alle Waffen ab und begeben Sie sich an Deck.«

Taktisch geschickt war das Zollhäuschen an einer Engstelle der Rhonech positioniert. Das Wasser floss einem so reißend entgegen, dass man nur ellenweise vorankam. Leicht ließ sich ein Haken auswerfen, damit die Opfer der Kaisertreuen nach Strich und Faden ausgenommen werden konnten. Es waren raue Burschen, die uns in eine kaum zwanzig Schritt messende künstlich gegrabene Bucht am Ufer zogen.

»Mit wem haben wir die Ehre?«, schnarrte ein dicklicher Beamter flankiert von zwei Bewaffneten.

»Mit Meister Martin, Abt des Klosters Grubschgau. Um Eure nächste Frage vorwegzunehmen: Wir sind auf dem Weg nach Linber, um meinen Attaché, Wayan«, er deutete dabei auf mich, »in den Dienst der kaiserlichen Garde zu überführen.«

Man sah, wie der niedere Beamte sich den Kopf zerbrach. Wie vom Blitz getroffen leuchtete die Erkenntnis, wen er da vor sich hatte, in seinem fetten Gesicht auf und er fiel auf die Knie.

»Vergebt mir, Herr der Drachen! Meist ist es Pöbel, der hier durchkommt. Fischer, Händler, Vagabunden.«

Aus der Dunkelheit des Zollhäuschens trat eine wild aussehende Gestalt. Ihr Haupthaar war so lang, wie ich es bei einem Mann noch nie zuvor gesehen hatte. Von seinem Antlitz waren aufgrund eines buschigen Bartes nur zwei kalte Augen und eine gewaltige gebogene Nase zu erkennen. Mit einem ungewöhnlichen Akzent raunte er den Knienden an.

»Gibt es hier Probleme?«

Der Angesprochene zuckte zusammen.

»Nein, keinesfalls. Wir haben hohen Besuch.«

Mit einem strengen Blick gebot der Vollbärtige dem untersetzten Beamten zu schweigen. Es war Martin, der das Wort ergriff.

»Was wollen die Kulgaren in diesem Teil des Landes? Seit wann gilt das *Karog Patti* nicht mehr?« Was bei Newosoreschs Schöpfung war das denn? »*Karog Patti*« hatte ich noch nie gehört! Der Vollbärtige selbst lieferte die Antwort.

»Dieser Vertrag wurde aufgeweicht. Seit der Kaiser dem sinisternen Kreis nicht mehr traut, sind dessen Klauseln kaum gültig. Wir Kulgaren gestehen dem magischen Zirkel Lombokiens außergewöhnliche Arbeit in der Wahrung des Friedens im südlichen Teil des Staates zu. Aber mit der Besteigung des Thrones durch Rachul hat sich das Machtgefüge gewandelt. Der magische Zirkel Lombokiens, dem auch ihr einst angehört habt, wenn ich mich recht entsinne, wurde dem jungen Herrscher zu einflussreich, sodass er Lord Ignatius mit seinen

Kombattanten jegliche Privilegien und Sonderrechte entzogen hat. Nun übernehmen wir, die treu ergebene, kulgarische Reiterschaaar, diese Aufgaben!«

Ungläubig zischte Martin durch die Zähne.

»Ihr wollt mir damit mitteilen, dass alle Zollstationen, Polizeidienststellen, Gerichte und Militäreinrichtungen von den Kulgaren übernommen wurden?«

Der wild aussehende Vollbärtige klatschte in die Hände.

»Genau, ihr seid weise. Deswegen werdet ihr auch anstandslos die fünf Golddukatn Wegzoll berappen. Falls nicht ...« Er holte unter seinem Fuchswams eine Halskette hervor, an der ein kaum fingernagelgroßer rubinroter Stein hing. »... ergeht es Euch wie diesen Fischern, die sich weigerten, uns die Kontrolle über die Rhonech zu geben. Diejenigen, die überlebt haben, schuftn nun in den Erzminen Kasiriens.«

Ohne es zu ahnen, hatte mir der Kulgare verraten, warum viele Fischerdörfer am Ufer verlassen waren. Dieser Schuft hatte deren Bewohner in die Knechtschaft gezwungen. Etwas war seltsam an diesem unnatürlich blutrot schimmernden Stein. Ich hatte das schon einmal gesehen und es fiel mir wie Schuppen von den Augen. Der Edelstein des schlimmsten aller Artefakte, das Innere des Auges der Wiederauferstehung, welches meinen Meister langsam aufzehrte, sah genauso aus. Nur war dieses Überbleibsel dunklerer Zeiten um einiges größer als das des Kulgaren. Umgehend lenkte Meister Martin ein.

»Wie ich sehe, seid Ihr Träger eines Dragolithen. So wollen wir Euch nicht länger behelligen. Hier sind Eure fünf Dukaten.«

Der derbe Kulgare grinste breit und offenbarte eine Reihe gelber, karieszerfressener Zähne.

»Fünf Goldstücke pro Person!«, setzte er süffisant hinzu. Ohne mit der Wimper zu zucken, kramte Martin weitere glänzende Münzen hervor. Das war Erpressung. Wie konnte mein Ziehvater sich das gefallen lassen? Meine Unruhe bemerkend, drückte mir der ehemalige Heerführer einige Silberlinge in die Hand.

»Lauf flussaufwärts und besorg uns etwas zu essen. Einen Krug Wein würde ich auch nicht verachten! Wir lesen dich dann später wieder auf!«

Glücklich darüber, dem engen Boot zu entkommen, sprang ich über die Rehling. Da erklang Remikos weiche Stimme.

»Nimm bitte Briario mit! Seine Ausdünstungen sind kaum mehr zu ertragen. Der viele Fisch tut ihm nicht gut.« Wie aufs Stichwort entfuhr dem jungen Bären eine mächtig stinkende Flatulenz. Wir genossen es, vorübergehend tun und lassen zu können, auf was wir Lust hatten. So tollten wir zusammen unter den argwöhnischen Augen des Kulgaren in die von Weiden gesäumten Flussauen. Der Steuerbeamte kniete noch immer zu Füßen meines Meisters. Nicht nur als früherer Abt des Klosters Grubschgau repräsentierte mein Adoptivvater ein einflussreiches Amt, sondern auch als ehemaliger Heeresmeister des Kaisers.

Es war herrlich, mal wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Auch der Bär freute sich seines Lebens, wetzte seine Krallen an einem morschen Baum, der unter dem Gewicht des Fleischfressers zusammenkrachte und ihn beinahe erschlug. Auch das Jagdglück war uns hold. Briario gelang es, unter wildem Prusten und Schnauben einige Kaninchen aus ihren Bauten zu treiben, die ich mit Newosoresch, meinem edlen Schwert, erlegte. Ich hatte es nach dem noch von vielen Lombokiern und Larutanern verehrten antiken Wettergott benannt. Wir waren ein gutes Team. Der Spaß dauerte so lange an, bis wir das erste Dorf erreichten. Ich fühlte mich an die Heimstätte Cabinas erinnert. Menschenleere, offenbar fluchtartig verlassene Straßen, eingetretene Türen, überall lagen Alltagsgegenstände wahllos verstreut. In der Ferne brüllte markerschütternd eine Kuh, die wohl nicht mehr gemolken wurde und deswegen unsäglich Schmerzen erlitt. Ich beschloss, das arme Tier suchen zu gehen und von seinen Qualen zu befreien. Da entdeckte ich sie. Kreuz und quer lagen aufgedunsene Leichen auf dem Dorfplatz. Neben ihnen wohl die nächstbesten

Verteidigungswaffen in Griffweite. Harpunen, Knüppel, Mistgabeln, Haken zum Einholen der Netze. Mit einem lauten Schrei und wild gestikulierend vertrieb ich die Krähen, welche sich auf den armen Seelen niedergelassen hatten und fröhlich auf die Toten einhackten. Als ich näher trat, loderte eine Vision der schrecklichen Ereignisse, die hier stattgefunden hatten, vor meinem inneren Auge auf. Meine Meister hatten es mir prophezeit. »Mit wachsender magischer Kraft steigert sich auch deine Empfänglichkeit für die Verwerfungen im Geflecht der göttlichen Ordnung.«

Ich wusste: Magie hinterlässt immer Spuren! Doch der gewaltsame Tod dieser unschuldigen Gruppe prägte sich tief in das ewige Geflecht Matageschs und Newosoreschs ein. Das Letzte, was ich sehen wollte, war, wie diese Menschen ihrem gewaltsamen Tod entgegentreten und niedergemetzelt worden waren. Doch ich konnte mich dem nicht erwehren. Ich hatte bisher nur gelernt, meinen Geist zu öffnen, aber nicht, ihn zu verschließen. Die Erkenntnis überkam mich wie ein Raubtier aus dem Hinterhalt.

Einzig und allein der bärtige Kulgare trug die Verantwortung für das grausige Schicksal der Fischer. Mutterseelenallein kam er die Dorfstraße herabgeritten und begann ohne Vorwarnung, mit vernichtenden Blitzen um sich zu werfen. Die stolzen Fischer ergriffen nicht die Flucht, wie es jeder Vernunftbegabte getan hätte, sondern gingen zum Gegenangriff über, um ihre Frauen und Kinder zu schützen. Wie die Fliegen sanken die Chancenlosen zu Boden, nachdem der fremde Magier eine vernichtende Schockwelle blaugrüner Energie in die Reihen seiner Opfer geschickt hatte. Drei der tapferen Recken zwang er, sich gegen ihre Kameraden zu stellen. Er übernahm irgendwie ihren Geist und brach ihren Willen. Wie von Sinnen schlugen diese dann ohne Rücksicht auf ihr eigenes Leben erbarmungslos auf Brüder, Väter und Freunde ein. Mühsam zog ich mich aus diesem blutigen Spektakel in die Realität zurück. Trauer überkam mich beim Anblick der von dem vom Wahnsinn getriebenen Kulgaren sinnlos Niedergestreckten.

Rachegelüste lösten beinahe umgehend mein tiefes Bedauern um diese verlorenen Seelen ab, obwohl ich die entstellten, verwesenden Körper zu meinen Füßen nicht kannte. So schnell mich meine Beine trugen, flüchtete ich. Es war das erste Mal, dass ich Auge in Auge derartigen Gräueln begegnet bin. Wenn die ganze Welt so sein sollte, wäre ich in einem Kloster definitiv besser aufgehoben gewesen, huschte es mir mit einem bitteren Unterton durch den Kopf. Bemüht, die furchtbaren Bilder aus meinem Bewusstsein zu vertreiben, machte ich an einer Gerberhütte außerhalb des Dorfes Rast. Ich grübelte über meine Zukunft. In der Annahme, auch hier sei niemand zugegen, durchsuchte ich bei dieser Gelegenheit die Vorratsräume nach Wein für meinen Meister. Ich fuhr herum und zuckte erschrocken zusammen. Eine tiefe Stimme fragte aus dem Nichts.

»Was machsch du da, Bua?«

Der Gerber, deutlich an seiner blutverschmierten Schürze zu erkennen, hatte mich am Kragen gepackt.

»Ich komme aus dem Dorf und suche etwas zu essen«, winselte ich kleinlaut.

»Und dann suchsch du dir die einzige bewohnte Hütte weit und breit, um zu klauen? Du bisch wirklich ganz schön blöd.«

Er entließ mich aus seinem von der harten Arbeit gestählten Griff.

»Ich kann bezahlen«, entgegnete ich trotzig.

»Na, wenn das so isch. Was brauchsch denn?«, erkundigte sich der Handwerker merklich freundlicher.

»Etwas Brot und einen Humpen Wein für meinen Meister.«

Er runzelte die Stirn.

»Sehe i so aus, als hätte i das Gold für Wein? Das musch du dir schon im Dorf besorgen!«

Wenn ich an das furchtbare Leid dachte, das ich gesehen hatte, stäubte sich jede Faser in mir dorthin zurückzukehren.

»Da will ich nicht hin«, antwortete ich, alleine von dem Gedanken schockiert.

»Verschändlich. I auch net. Dann wird dein Meister wohl ohne Wein auskommen müssen.«

Er befragte ungefragt meine Kleidung. »Das isch ein schöner Mantel, den du trägsch. Bärenfell, wenn I mi net irr? Brauchs du noch passende Handschuhe? Zwei Silberlinge, dazu gibt es noch einen Laib Brot. I brauch des dringend. Das alte Lied, Schteuern, Schteuern, Schteuern.«

Nicht einmal hier draußen war der arme Kerl vor dem Zugriff der kaiserlichen Steuereintreiber sicher. Martin hatte mir zehn Silberlinge gegeben und es würde nicht schaden, wenn ich Remiko eine Freude machte und ihr eine kleine Überraschung schenkte. Auf einmal rum-pelte und schepperte es im Nebenraum. Siedend heiß fiel mir ein, dass Briario noch um die Hütte schlich. Der Gerber packte einen Schürhaken.

»I schau, was da los isch! Vielleicht erwische i diese verdammten Diebe dieses Mal?«

Gehetzt hielt ich ihn zurück.

»Halte ein! Das ist mein Haustier auf der Suche nach etwas Fressbarem. Lass mich ihn rufen!«

Im Geiste bat ich Briario, sich vor die Hütte zu setzen. Der *Raby*, hatte mittlerweile seine volle Wirkung entfaltet. Endlich war der Zauber der ewigen Verbindung komplett. Ich sah durch seine Augen eine prall gefüllte Räucherammer, in der neben etlichen Fellstücken auch massig Fisch hing. Er labte sich gerade an einem besonders fetten Exemplar.

»Na, dann leg los! Hol dein Hündchen her!«

Beinahe hatte ich vergessen, dass der Gerber nicht um die tiefe Verbindung des *Raby* wusste. Bisher hatte ich noch keinen Mucks verlauten lassen.

»Ähm, mein Haustier ist kein Hund. Sieh ihn dir an!«

Als er die Tür öffnete, stolperte er beim Anblick des jugendlichen Braunbären eingeschüchtert zurück in seine Hütte.

»Du bisch ein sonderbares Kind. Eigentlich sollte man dich melden. Für diesen bärbeißigen Kulgaren wärsch du gewiss ein gefundenes Fressen. Dein Glück! Ich hasse diese Bastarde.«

Ich schmunzelte und konnte es nicht bleiben lassen, ein wenig anzugeben.

»Da wäre ich mir nicht so sicher. Mit diesem elenden Mörder hatte ich schon das Vergnügen. Außerdem ist unsere Magie bei Weitem stärker.«

Man konnte beinahe sehen, wie der Gerber hellhörig wurde.

»Magie? Isch das dein Ernscht? An solchen Firlefanz glaub I net. Beweise mir, dass du der Magie mächtig bisch, so will I dir die Handschuhe, Brot und etwas Fisch schenken.«

Unschlüssig, wie ich das anstellen sollte, ohne mich durch die Erschütterungen im Geflecht der göttlichen Ordnung dem grausamen Reiter am Fluss zu verraten, setzte ich mich auf einen der hölzernen Stühle. Er knarzte unter meinem Gewicht. Wie sollte ich zaubern, ohne das Geflecht der göttlichen Ordnung zu erschüttern? Na klar, ich wusste die Lösung! Ich streifte den Bärenfellmantel und die Mönchsrobe darunter ab.

»Schlagt mich mit dem Schürhaken! Das dürfte Beweis genug sein.«

Verdattert blickte der grobschlächtige Handwerker an mir herab. Ich hob die Arme, entblößte meinen nackten Bauch und forderte ihn auf: »Schlagt zu! Mir wird nichts geschehen.«

Als er keine Anstalten machte, sich zu bewegen, provozierte ich ihn ein wenig: »Seid ihr nicht Manns genug?«

Zaghaft holte er aus und stupste gegen meinen Bauch.

»Fester! Ich will euch nicht als Waschlappen in Erinnerung behalten.«

Er verzog sorgenvoll sein Gesicht. »Verdammt noch mal! Du bisch ein Balg. Mamma hat mir mal beigebracht, dass man Frauen und Kinder nicht schlägt. Wer soll denn das ganze Blut wegputzen?«

Ich winkte ab. »Traut euch! Noch mal sag ich es nicht!«

Beinahe brachte mich der darauffolgende Hieb aus dem Gleichgewicht. Der Schürhaken sirrte durch die Luft und schlug vibrierend auf mich ein. Die heilige Rüstung hielt anstandslos dem harten Angriff stand. Mit weit aufgerissenen Augen, baff vom gerade eben Gesehenen, ließ sich der Gerber zurück auf seinen Stuhl fallen.

»Nimm dir, was du brauchsch, Kleiner. Wein schteht oben im Dachgiebel verschteckt.«

Nachdem ich mich angezogen hatte, alles zusammengepackt war und ich mich auf dem Rücken Briarios niedergelassen hatte, weil ich das viele Essen nicht alleine zu tragen vermochte, traute sich auch der Handwerker aus seiner Hütte. Da ich ihn einiger seiner Vorräte beraubt hatte, warf ich ihm den Beutel mit den zehn Silberlingen zu. Auch als Gegenleistung für die meisterlich gefertigten Handschuhe, die er mir geschenkt hatte. Mit großen Augen musterte er das halb volle Säckchen.

»Habt Dank für diese Großzügigkeit. Wie heißt Ihr denn, junger Lord?«

Es war erstaunlich, wie ein Beutelchen voller klimpernder Münzen das Verhalten eines Menschen ändern konnte. Auf mich hatte der schnöde Mammon keinerlei Anziehungskraft. Ich wusste schlicht nicht, was man damit alles anstellen konnte.

»Ich bin kein Lord sondern ein mittelloser Klosterschüler aus Grubshgau. Und ich heiße Wayan«, rief ich ihm bereits im Weggehen begriffen zu.

»Gehabt Euch wohl, Wayan. Kommt mich wieder besuchen!«

In jenen jungen Jahren war Gold für mich ohne jede Bedeutung. Die Natur gab uns alles zum Leben, was wir benötigten. Wir jagten sogar selbst. Was ich nicht wusste war, dass mich das Kopf und Kragen hätte kosten können, denn das Jagdrecht lag alleine beim Adel.

Kaum war ich zurückgekehrt, musste ich mir von Martin eine gehörige Standpauke anhören. Ohne einen müden Heller, nur mit etwas Brot, Wein, Fisch und – nicht zu vergessen – dem kleinen Geschenk

für Remiko anzutanzten, war ihm für zehn Silberlinge zu wenig. In diesem Punkt waren sich Vater und Tochter ausnahmsweise einmal einig. Die junge Frau verzieh mir jedoch umgehend, als ich ihr die heimlich mit einem *Kebus*-Zauber belegten Handschuhe überreichte. Den Trick hatte ich mir von Torvic – möge er in Frieden ruhen – abgeschaut. Sobald man seine Hände hineinsteckte, entwickelte das Innere ganz von selbst eine wohlige Wärme.

Die Tage auf dem Fluss zogen sich dahin. Langsam, aber sicher wurde ich ungeduldig. Nach meinem Empfinden waren wir bereits seit einer Ewigkeit unterwegs und ich wollte endlich wissen, wohin uns diese Odyssee führte.

»Meister, wenn Ihr wollt, dass wir weiter bedingungslos folgen, könntet Ihr uns wenigstens den Zweck unserer Reise erklären?«

In Erwartung einer weiteren Schimpftirade hatte ich mir bereits einige Argumente zurechtgelegt, mit welchen ich Martin überzeugen wollte. Da ich auf die Schilderungen meiner Erlebnisse im Fischerdorf nur ein müdes Achselzucken geerntet hatte, legte sich ein dunkler Schatten auf mein Gemüt. Einzig Remiko hatte ein offenes Ohr für mich. Geduldig ließ sie es über sich ergehen, dass ich ihr mein Leid klagte. Zu unserer Überraschung hielt Martin mit dem Ziel unserer Reise nicht mehr hinter dem Berg.

»Wie du mit Remiko bereits richtig gemutmaßt hast, geht es nach Lokontora und nicht nach Linber.«

Was war dieses Lokontora? Ich wusste, dass ich den Namen schon öfter gehört hatte, konnte ihn aber einfach nicht zuordnen. Als er meinen ratlosen Blick sah, musste er grinsen.

»Ich vergesse immer, wie jung du bist. Lokontora ist die Brutstätte. Verflucht seit Anbeginn des lombokischen Reiches. Dort war der wichtigste Stützpunkt Larutans im Kampf gegen die Stämme der dunklen Zeit. Nun liegt er verlassen, doch ich bin fest davon überzeugt, dass sich das eine oder andere Mitglied des sinisteren Kreises dort befindet. Die Neuigkeit, dass die einzige Konstante der kaiser-

lichen Herrschaft zerschlagen worden ist, bereitet mir massives Unbehagen. Wir müssen uns neu formieren. Außerdem würde ich euch gerne Xaratos vorstellen. Er war derjenige, der mich unterwies, mein Meister.«

Auf diese Nachricht musste ich erst einmal schlucken. Der Meister meines Meisters war noch am Leben? Ich stellte mir eine vertrocknete Mumie vor, die kaum noch in der Lage war, mit den Armen zu wackeln.

© des Titels »Wayan II« (978-3-95705-019-9)
2017 by riva (powered by 100 FANS), ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH
Nähere Informationen unter: <http://www.100FANS.de>